

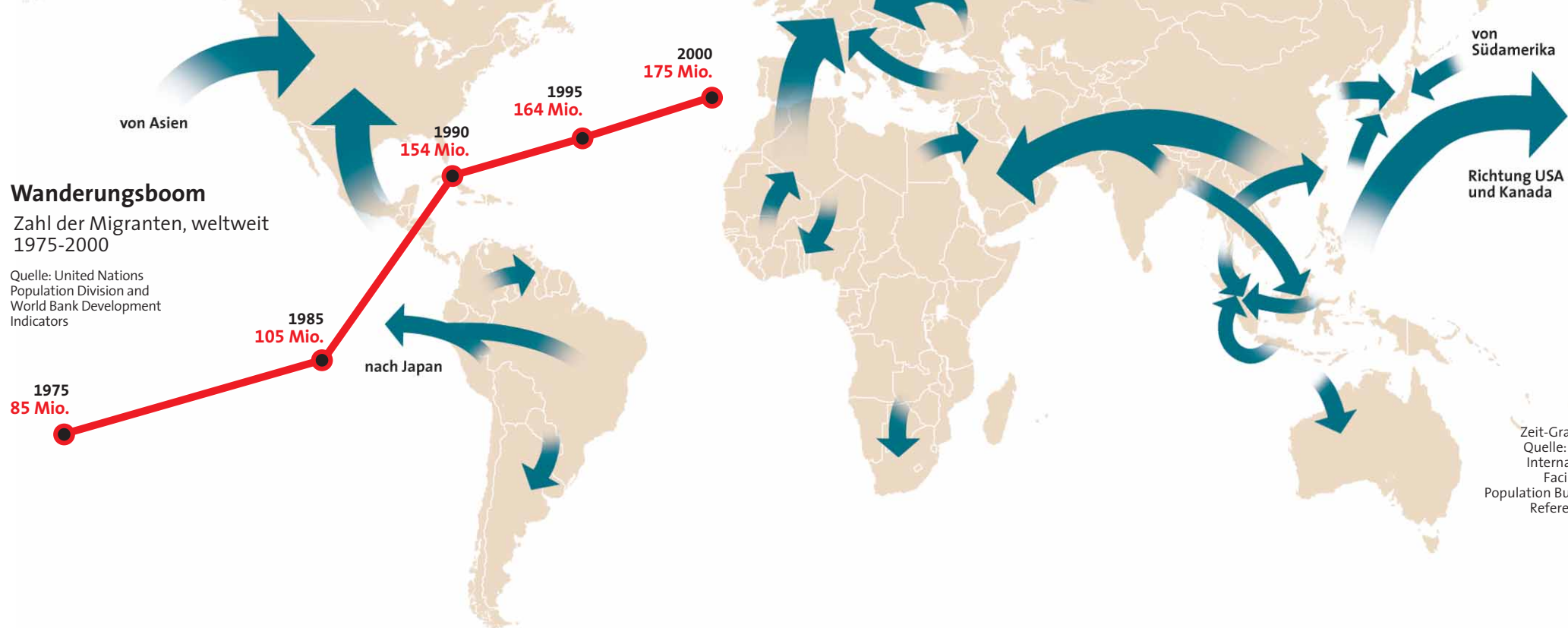
WIRTSCHAFT

»Teilt Schecks aus!«

Nur mit undogmatischer Politik werde der deutsche Aufschwung gelingen, sagt Jim O' Neill. Ein Interview mit dem Goldman-Sachs-Ökonomen Seite 21

Auf der Flucht vor Armut

Haupt- und Nebenströme der weltweiten Migration



Nichtstun per Gesetz

Trotz Hartz IV: Deutschland braucht keinen Mindestlohn

Die Bundesregierung will hart bleiben. Weitere Nachbesserungen an Hartz IV soll es nicht geben. Doch je mehr die Proteste anschwellen, desto intensiver wird nach eleganten Wegen gesucht, um die Reform abzumildern. Der jüngste (wiederentdeckte) Vorschlag ist ein staatlich bestimmter Mindestlohn. Koalitionspolitiker wie Bundesumweltminister Jürgen Trittin oder der rheinland-pfälzische Ministerpräsident Kurt Beck plädieren dafür, inzwischen freunden sich auch mehr und mehr Gewerkschafter damit an, obwohl der Mindestlohn die Tarifautonomie untergräbt.

Der Grundgedanke: Durch Hartz IV sollen Langzeitarbeitslosen künftig auch extrem schlecht bezahlte Jobs zugemutet werden. Dadurch, befürchten Kritiker, entstehe ein Heer arbeitender Armer – wenn der Mindestlohn das nicht verhindert. Wer arbeitet, so die schlichte Forderung, der soll auch davon leben können. Doch sowenig wie Hartz IV »Armut per Gesetz« bedeutet, so wenig lässt sich mit einem Mindestlohn »Wohlstand per Gesetz« verordnen. Unterschiedliche Erfahrungen aus dem Ausland sind kaum übertragbar, weil die Wirkungen und Nebenwirkungen dieses vermeintlichen Patentrezepts von vielen Faktoren abhängen. In jedem Fall aber leidet der Mindestlohn unter einem grundsätzlichen Dilemma: Wird er zu niedrig angesetzt, nützt er nichts, ist er zu hoch, kostet er Jobs. Ungelernte oder junge Leute ohne Berufserfahrung finden dann keine Stelle mehr, weil ihre Arbeit plötzlich zu teuer ist. Das hieß »Nichtstun per Gesetz«.

Ein weiterer Schönheitsfehler: Viele Niedriglöhner leben gar nicht in armen Haushalten. Das lassen zumindest ältere Statistiken vermuten. Oft kommen Mindestgehälter einfach Hausfrauen und Schülern mit Nebenverdiensten zuge. Die bekommen dadurch aber nur noch mehr Anreize, den wirklich Bedürftigen im Niedriglohnbereich Konkurrenz zu machen. Der Mindestlohn ist also weder ein besonders zielgenaues noch gar ein risikoloses Instrument. Ziellos muss der Staat dafür sorgen, dass jeder, der arbeitet, ein würdiges Leben führen kann und auf einem Mindestniveau am gesellschaftlichen Wohlstand teilhat. Dafür gibt es jedoch bessere Instrumente, etwa eine negative Einkommensteuer oder staatliche Lohnzuschüsse.

Ansatzweise existiert das auch in Deutschland. Denn derjenige, dessen Einkommen nicht zum Leben reicht, erhält ergänzend Sozial- oder Arbeitslosenhilfe. Hartz IV sollte diese Regeln sogar verbessern. Ausgerechnet in diesem Punkt liegt aber die größte Schwäche der Reform. Die komplizierten Zuverdienstreger führen dazu, dass sich niedrig bezahlte Arbeit in vielen Fällen nicht lohnt, weil dann die staatliche Hilfe gekappt wird. Diesen schweren Fehler gilt es zu reparieren, statt – nach Ich-AG, Personal Service Agenturen und Minijobs – jetzt mit weiteren Wundermitteln herumzuxperimentieren.

KOLJA RUZDIO

60 SEKUNDEN FÜR

die Gänsehaut

Die Abenteuer des Schlossgespensts Hui Buh sind seit den siebziger Jahren ein Märchen für Kinder. Seit dem Mittelalter haust es oben im Burgfried, rassel mit seiner rostigen Eisenkette und pickst ungläubige Schlossgäste mit dem Morgenstern. Heutzutage werden Erwachsenen ähnliche Märchen erzählt: zum Beispiel, dass sich der Erfolg von Gruselromanen mathematisch korrekt berechnen lässt. Eine passende Formel haben seriöse Wissenschaftler der Londoner King's College nun ermittelt. Sie wurden allerdings nicht von unbändigem Forscherdrang angetrieben, sondern vom Geld der Filmindustrie, in deren Auftrag sie handelten.

Folglich bereitet das Ergebnis ihrer Arbeit echte Gänsehaut: Für den perfekten Gruselfilm sind nämlich unbekannte Orte und spannende Musik wichtig, rasante Verfolgungsjagden ebenso wie tödliche Fallen für den Helden. Wer hätte das gedacht? Im Prinzip hat sich also kaum etwas geändert. Aus Gespenstern wurden Psychopathen wie Hannibal Lecter, statt Rasselketten rassel Kettenägen. Und auch die britischen Forscher bleiben dem Prinzip Schlossgespenst treu: Sie hocken hoch oben in ihrem Elfenbeinturm, besuchen hin und wieder die Wirklichkeit und erschrecken die Menschheit mit Ergebnissen, auf die niemand gewartet hat. Ist das nicht gespenstisch?

MARCUS ROHWETTER

Das globalisierte Dienstmädchen

Die Sonne scheint, der Himmel glänzt, im Rebstockpark spielen Mütter mit kleinen Kindern. Zum Beispiel Lydia Flores*, schlank, hübsch, schwarze Haare, 34 Jahre alt. Zärtlich hält sie das Baby im Arm. Sie lächelt es an, sie summt ihm ins Ohr, sie streichelt seine Wange. Das bringt ihr neun Euro die Stunde.

Lydia, die Ersatzmutter. Man kann sie mieten. Sie wohnt in einem grau verputzten Haus hinter der Frankfurter Uni. Von den Fensterrahmen blättert weiße Farbe, neben der Tür kleben 17 Klingelschilder. Auf einem steht kein Name.

»Besser, man sieht nicht gleich, wer hier wohnt«, sagt sie.

Lydia, die Illegale. Wenn sie auf der Straße einen Polizisten sieht, wechselt sie die Richtung. Wenn sie in die S-Bahn steigt, kontrolliert sie zweimal, ob sie eine Karte hat. So wie man das macht, wenn man in Deutschland lebt, aber keinen deutschen Pass hat und keine Aufenthaltsgenehmigung, erst recht keine Arbeitserlaubnis.

Natürlich arbeitet sie trotzdem. Vormittags geht Lydia Flores putzen, schrubbt Böden, wäscht Hemden, füttert Hunde, nachmittags schiebt sie den Kinderwagen mit dem fremden Baby durch die Stadt. 15 Monate alt ist der kleine Ricardo. Sein Vater verkauft Wertpapiere in einer Bank, seine Mutter ist Anwältin. Lydia verbringt mehr Zeit mit ihm als seine Eltern.

Von ihren eigenen Kindern hat sie nur Bilder. Die Wohnung mit dem leeren Klingelschild ist voll davon. Ihr kleiner Sohn, stolz in Schuluniform. Ihre beiden Töchter, wie sie um die Wette grinsen. Die Fotos hängen am Küchenschrank, stehen im Regal, kleben im Album.

Der Kinder wegen ist sie nach Deutschland gekommen. Um ihnen Geld schicken zu können. Seit sechs Jahren ist sie hier. »Seit sechs Jahren habe ich meine Kinder nicht gesehen.« Sie weint, als sie das sagt.

Lipa. Schnelle Tropfen schlagen gegen Dächer aus Blech und Holz, auf den Straßen drängen sich tiefende Menschen. Regenzeit in einer philippinischen Stadt, 100 Kilometer südlich von Manila. Alte Frauen verkaufen lebende Hühner, Taxifahrer warten auf Kunden, Fabrikarbeiter tippen durch knöcheltiefes Wasser. Vor dem Haus der Familie Flores hält ein Minibus. Zwei Kinder, die ihre Mutter seit sechs Jahren nicht gesehen haben, steigen ein, sie bleiben trocken.

Der Bus prescht durch die Pfützen, vorbei an kleinen Garküchen und winzigen Werkstätten, in denen schwitzende Männer auf alten Mopeds herumklopfen. Vorbei an halb gefüllten Mägen und der Gewissheit, nie einen richtigen Job zu finden. Vorbei am Leben derer, die nicht genug Geld haben, ihre Kinder auf eine Privatschule zu schicken.

Der Bus biegt auf die Hauptstraße, und fast am Ende der Stadt hält er vor einem marmorweißen Gebäude. Neben dem Tor stehen Wachmänner, auf der Mauer hängt Stacheldraht, im Innenhof wachsen Orchideen. Eine Schule für die Kinder reicher Leute. Ihre Eltern sind Manager, Anwälte, Politiker.

Oder Putzfrauen.

Die Migration wird weiblich: Gebildete Frauen aus armen Ländern verdingen sich als Haushaltshilfen in reichen Industriestaaten.

So wie Lydia Flores. Sie arbeitet illegal in Frankfurt am Main, damit ihre Kinder in den Philippinen ein besseres Leben führen können

VON WOLFGANG UCHATIUS

Manila. Im Hafen der philippinischen Hauptstadt lagerten die Spanier einst den Zucker, den sie nach Europa verschifften. Heute sitzt das vielleicht wertvollste Exportprodukt der Dritten Welt auf Plastikstühlen in einem fensterlosen Raum, erhellt von weißem Neonlicht. Es sind Frauen.

Sie sind gekommen, um zu lernen. Zwei Dutzend sind es, in diesem Kurs an der Philippine Women's University. Die meisten sind Ende zwanzig oder Anfang dreißig, sie haben studiert, sie haben ein paar Jahre gearbeitet. Jetzt wollen sie endlich richtig Geld verdienen.

Vor ihnen steht ein großes, schweres Bett, und neben dem Bett steht eine dicke, ebenfalls junge Frau, das ist die Dozentin. Sie sagt: »Wichtig ist, dass das Muster der Tagesdecke parallel zur Matratze verläuft.« Sie zupft ein wenig an der Decke.

Die Frauen sind ausgebildete Lehrerinnen, Buchhalterinnen, Tierärztinnen. Sie wissen, wie man Mathematik unterrichtet, eine Bilanz erstellt, eine Kuh kuriert. Jetzt bekommen sie gezeigt, wie man in reichen Ländern Betten macht, in einem amerikanischen Hotel zum Beispiel oder in einem italienischen Haushalt. Sie lernen, wie eine Geschirrspülmaschine funktioniert, und erfahren, mit welchen Spielsachen sich kanadische oder deutsche Kinder die Zeit vertreiben. Nach sechs Monaten sind sie diplomierte Haushälterinnen.

Dann steigen sie in ein Flugzeug und verlassen das Land.

So werden sie Teil eines globalen Trends, von dem im lokalen Streit um Zuwanderungsgesetz und Auffanglager wenig zu hören ist. In dieser »Feminisierung der Migration« vermischen sich auf seltsame Weise feudale Vergangenheit und emanzipatorische Gegenwart. Lehrerinnen aus den Philippinen, Studentinnen aus Mexiko, Übersetzerinnen aus Ecuador, Juristinnen aus Ghana brechen auf in Länder, in denen Frauen heute Kerne, Hochschulen und politische Parteien führen, um dort Arbeiten zu verrichten, die seit Jahrhunderten als Frauenarbeit gelten: Sie putzen, sie kochen, sie kümmern sich um die Kinder fremder Leute.

Inzwischen machen Frauen, sonst auf den Arbeitsmärkten stets die Minderheit, weltweit mehr als die Hälfte der Migranten aus. Die amerikanische Soziologin Arlie Russell Hochschild, Mitherausgeberin des Buches *Global Woman*, nennt das »die weibliche Seite der Globalisierung«. Nirgends ist sie so sichtbar wie in den Philippinen, einem Land, das Arbeitskräfte exportiert wie andere Länder Kaffee oder Kakao. Einem Land, in dem vor 30 Jahren 12 Prozent der Auswanderer Frauen waren. Heute sind es 70 Prozent.

Gleich vor der Philippine Women's University beginnt die Jobbörse, verteilt auf Hunderte, ein oft schumrig rote Räume in schmalen Straßen. Vor Jahren verbot hier der Bürgermeister die Prostitution. Die Zuhälter und Huren zogen fort.

Andere Geschäftemacher zogen ein. Den Plüsch schmissen sie hinaus, stellten Tische und Stühle auf nackten Stein. Und gaben sich Namen wie Royal Dream International Services. E-Mail, Telefon, gute Kontakte in fremde Länder, mehr brauchen sie nicht für ihre Dienste. 1200 Agenturen sind es inzwischen, die Filipinos ins Ausland vermitteln. Statt kaum bekleideter, ewig lächelnder Mädchen stellen sie schlichte Schilder ins Fenster. »Jobs im Ausland!« steht da. Oder: »Dringend gesucht: 200 Haushaltshilfen für Hongkong.« Das ist Reiz genug.

Hinter der Tür, im schmalen Büro, sitzt dann zum Beispiel eine Frau wie Violeta Enano*, nicht mehr jung, nicht mehr schlank, mit Puder bestäubt, mit Ringen behängt, zurückgelehnt in einem schwarzen Ledersessel. Sie sagt: »Für eine Dienstmädchenstelle in Hongkong verlangen wir 40 000 Pesos.« 40 000 Pesos, das sind 665 Euro.

Die Gegenleistung der Agentur ist ein Arbeitsvertrag, etwa bei einer englischen Familie, Bezahlung 3670 Hongkong-Dollar im Monat, knapp 400 Euro, plus Unterkunft und Verpflegung.

Nimmt eine gut ausgebildete philippinische Lehrerin einen solchen Job an, ist das für Ökonomen eine Verschwendung von Humankapital – sie arbeitet weit unter ihren Möglichkeiten. Für die Lehrerin ist es ein gutes Geschäft. In den Philippinen verdient sie nicht einmal halb so viel Geld, und Miete und Essen muss sie selbst bezahlen.

Singapur, Taiwan, Saudi-Arabien, Kuwait, Hongkong – überall dort haben die Behörden mit Entwicklungsländern wie den Philippinen eine Art Freihandelsabkommen getroffen. Es lautet: Ihr schickt uns Dienstmädchen, wir geben ihnen Geld und Arbeitserlaubnis. Seitdem ist die Hausarbeit dem Kapital gleichgestellt. Sie zieht frei und legal von Land zu Land.

Aber was, Frau Enano, ist mit Ländern, die von solchen Vereinbarungen nichts halten, in denen Arbeitskräfte aus der Dritten Welt offiziell nicht erwünscht sind? Was ist mit Deutschland, mit Schengen-Land, mit der Festung Europa? Was machen Frauen, die dort arbeiten wollen?

Ein Blick, ein Zögern. »Deutschland? 300 000 Pesos.«

Umgerechnet etwa 5000 Euro. So viel kosten die Unterlagen für ein Touristenvisum: ein gefälschter Kontoauszug, ein nachgemachter Vermögensnachweis, eine imitierte Arbeitsbescheinigung. Belege, die der deutschen Botschaft in Manila vorgaukeln, die Antragstellerin wolle der schönen Landschaft und nicht des Geldes wegen in die Bundesrepublik. Andere besorgen sich gleich einen falschen Pass, ein falsches Visum, wieder andere engagieren Schlepper, die sie über Osteuropa in den Westen bringen. Manche kommen damit durch.

Jeden Tag verlassen etwa 1900 philippinische Frauen ihre Heimat, um im Ausland zu arbeiten. Die Regierung in Manila nennt sie »Helden der Gegenwart«.

Jeden Tag stellt die deutsche Botschaft in Manila mehrere Dutzend Touristenvisa aus. Niemand weiß, wie viele der vermeintlichen Touristen wirklich Touristen sind.

Lydia Flores war keine Touristin.

Lipa. Sie wollte ja nicht weg. Wollte bleiben. Wollte glücklich sein mit Carlos, ihrem Mann, und den Kindern, damals, 1998, als die Leute noch genug Essen bestellten.

Lydia besitzt ein kleines Schnellrestaurant. Nichts Besonderes in den Philippinen, wo es an

Fortsetzung auf Seite 18



GESCHÄTZT von deutschen Familien, verfolgt von deutschen Behörden. Illegale Putzfrauen aus der Dritten Welt



Foto: Vrg/jr/af